

Evangelium und alttestamentliche Lesung dieses Sonntags bringen einen sehr menschlichen Aspekt unseres christlichen Gemeinschaftslebens zur Sprache, nämlich die Haltung, die die Gläubigen den Verkündern des Gotteswortes dem Willen Gottes entsprechend einnehmen sollten.

Die Lesung (2 Kön 4, 8–10, 14–16a) zeigt an einem Beispiel, wie man es richtig macht. Eine Frau aus Schunem lädt den Propheten Elischa zum Essen ein. Sie sagt das nicht nur so aus Höflichkeit, sondern bittet ihn dringend darum. Daraufhin kehrt er regelmäßig bei ihr zum Essen ein, sooft er auf seinen Reisen in ihrer Nähe vorbeikommt. Der Text sagt nicht, ob sie ihn wiederum spontan von sich aus um diese Regelmäßigkeit „dringend gebeten“ hat oder ob es ihm bei ihr so gut gefallen und er ihr diskret eine Dauereinladung nahegelegt oder entlockt hat. Auf jeden Fall steht sie im Endeffekt voll dahinter, denn sie geht noch einen entscheidenden Schritt weiter, indem sie ein Gästezimmer hinzubauen und möblieren läßt, damit der Prophet nun auch dort übernachten kann.

Wenn wir lesen, daß eine Frau ihn eingeladen hat, so sind wir – bei der Abhängigkeit, in der wir meinen, daß damals (im 9. Jh. v. Chr.) Frauen ihren Männern gegenüber gelebt hätten, und aufgrund des Vergleichs etwa mit der Einladung, die Abraham seinen drei Gästen gegenüber ausgesprochen hat und bei der seine Frau Sara nur die Arbeit machen durfte und dann „illegal“ hinter der Zeltwand dem Gespräch zugehört hat (Gen 18, 10) – zunächst geneigt anzunehmen, es handle sich hier um eine alleinstehende Frau, am ehesten wohl um eine Witwe. Aber schon der übernächste Satz belehrt uns eines besseren: sie ist verheiratet, und ihr Mann lebt. Dennoch liegt bei den drei Phasen der Einladung die Initiative ganz bei ihr: sie lädt Elischa einmal ein, zu ihr kommt er immer wieder; danach sagt sie zu ihrem Mann, sie sollten das Gästezimmer einrichten, und er tut es. Wahrhaftig: Emanzipation der Frau hat es nicht erst im 20. Jh. nach Christus gegeben!

Und dieses Beispiel steht in der Hl. Schrift nicht isoliert da; denn auch von Jesus wird erzählt, daß eine Frau, Martha, ihn eingeladen hat (Lk 10, 38) und dies nicht ihrem Bruder Lazarus vorbehalten war, mit dem sie und ihre Schwester Maria, wie es scheint, in einem Haushalt zusammenlebten (Joh 11, 1–3).

Diese Rolle der Frau bei der Gastfreundschaft den Verkündern des Wortes Gottes gegenüber ist bedeutsam. Elischa lebte wahrscheinlich ehelos, Jesus mit Sicherheit, und es scheint, daß auch diejenigen unter seinen Mitarbeitern, die wie Petrus (vgl. Mt 8, 14 f. parr.) verheiratet waren, vom Augenblick ihrer Berufung an ihr eheliches Leben nicht fortgesetzt haben



(Lk 8, 2 werden eine Reihe Frauen aufgezählt, die dem wandernden Team Jesu angehörten, darunter die Frau des Chuzas, der seinerseits nicht dabei ist; nirgendwo aber wird die Frau des Petrus erwähnt, der dabei ist). Dem entspricht das Jesuswort vom Abbrechen der irdischen Bindungen, in der Form, wie es bei Lukas wiedergegeben ist: „Jeder, der um des Reiches Gottes willen Haus *oder Frau . . . oder Kinder* verlassen hat, wird dafür schon in dieser Zeit das Vielfache erhalten und in der kommenden Welt das ewige Leben“ (18, 29). Sollte dieses Verständnis, nach dem die Apostel, die verheiratet waren, ihre Frauen verlassen hätten (ein Vorgang, der ohne eine unmittelbare und zweifelsfreie Anweisung seitens Gottes niemals zu wiederholen wäre), nicht zutreffen, so würde „Frau oder Kinder verlassen“ zum mindesten besagen: von vorneherein auf eine eigene Familie verzichten. Aufgrund einer jeden dieser beiden Annahmen wird deutlich, daß die Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ (Mt 19, 12), ganz abgesehen von jedem Kirchengesetz, das daraus eine Pflicht macht, für die Priester als bevollmächtigte Verkünder des Gotteswortes und Leiter der Gemeinden besonders sinnvoll und empfehlenswert ist – jedoch nicht allein für sie, sondern für alle Christen, denen dies als „Gnadengabe“ geschenkt ist und die es „erfassen“ können (1 Kor 7, 7; Mt 19, 12).

Mit dem Verzicht auf die Ehe ist selbstverständlich die absolute Verpflichtung gegeben, auf jede Betätigung der Geschlechtlichkeit im engeren und speziellen Sinn des Wortes zu verzichten – nicht aber auf die Verwirklichung der Geschlechtlichkeit im *weiteren* Sinn des Wortes, wie sie unser gesamtes Leben durchzieht und im brüderlich-schwesterlichen Miteinander von Mann und Frau unter Bejahung ihrer geschlechtlichen Polarität zum Tragen kommt. Denn diese Art der Beziehung zu Frauen hat Jesus selbst offensichtlich bejaht und gepflegt (vgl. bes. Mt 26,6–13 parr.; Lk 7,36–50; 8,2 f.; 10,38–42; Joh 11,1–5).

Wenn er darum jenen Menschen, die auf seinen Aufruf hin auf Ehe und Familie verzichten, außer dem ewigen Lohn bereits in diesem Leben das Vielfache unter anderem auch an „Frauen“ verspricht, so kann damit nichts anderes als die Geborgenheit in der Gemeinschaft der Kirche aufgrund insbesondere einer warmen brüderlich-schwesterlichen Beziehung zu einer Reihe ihrer andersgeschlechtlichen Mitglieder gemeint sein.

Daraus erhellt, wie sehr zwei einander entgegengesetzte Haltungen den im religiösen Zölibat Lebenden gegenüber dem Willen und der Absicht Jesu zuwiderlaufen: einerseits, derartige Menschen zur Ausübung der Geschlechtlichkeit im engeren Sinn des Wortes zu verleiten oder sich von ihnen zu einer derartigen Beziehung verleiten zu lassen; und andererseits, zu den im religiösen Zölibat Lebenden eine kühle und distanzierte Haltung einzunehmen, die sie jeder menschlichen Nähe und Wärme und insbesondere den brüderlich-schwesterlichen Miteinanders mit andersgeschlechtli-



chen Personen entbehren läßt – eine Situation, wie sie in der Vergangenheit vielfach bestanden hat und aus der sich notgedrungen für die ehelos Lebenden die Versuchung ergibt, entweder in einer geheimen geschlechtlichen Beziehung im engeren Sinn des Wortes „Trost“ zu suchen oder aber zu schrulligen und verklemmten Junggesellen, beziehungsweise alten Jungfern zu werden. Und dies ist leicht verständlich, weil Gott den Menschen „als Mann und Frau erschaffen hat“ (Gen 1, 27) und darum zwar nicht in jedem Fall die geschlechtliche Beziehung im engeren Sinn des Wortes, wohl aber für einen Großteil der ehelos Lebenden das geschlechtliche miteinander im weiteren Sinn die normale Basis echter menschlicher Entfaltung darstellt.

Eine traurige Kette schlechter Erfahrungen beweist allerdings, wie schwer es ist, den freien Umgang zwischen Männern und Frauen auf die Dauer so klar und rein zu erhalten, wie er es im Umkreis Jesu gewesen ist. Dies soll für uns ein Grund sein, im Gebet um eine solche Gnade zu ringen und uns durch Wachsamkeit und Buße in Zucht zu nehmen – nicht aber, aus Angst vor falschen Beziehungen von vorneherein alle echt menschlichen Beziehungen abzulehnen.

Von der Frau aus Schunem, die Elischa aufnahm und ihm in ihrem Haus Geborgenheit und menschliche Wärme anbot, wird gesagt, daß sie eine *vornehme* Frau war. Sofern damit lediglich ihre gesellschaftliche Stellung ausgesagt ist, hat das religiös nichts zu bedeuten. Aber die Art und Weise, wie die Frau sich benimmt, scheint zu beweisen, daß sie vornehm in ihrem Charakter und in ihrem Verhalten war. Nicht bloß, daß sie zum Propheten keine falsche und ehebrecherische Beziehung suchte, sie erwies sich auch als taktvoll, indem sie einerseits entdeckte, wessen er bedurfte – nicht bloß des Essens, sondern auch eines geeigneten Zimmers zum Übernachten –, und ihn andererseits, wenn er da war, nicht ständig in Beschlag zu nehmen beanspruchte, wie viele Menschen es in recht geistloser Weise Besuchern gegenüber zu tun pflegen, in der Meinung, sie müßten diese ständig unterhalten, und sei es mit Nichtigkeiten. Die Frau aus Schunem erkennt, daß ein Mensch wie Elischa, der von seiner Nähe zu Gott her zu tief menschlichen und den Gesprächspartner in höchstem Maß bereichernden Kontakten fähig ist, einen solchen Reichtum nur deshalb anzubieten hat, weil er *viel in der Stille mit Gott und sich selbst allein ist*. Sie weiß, daß er einen Ort braucht, wohin er sich zurückziehen kann. Sie weiß, was er, bei aller Einfachheit, außer einem Bett zum Ausruhen dort benötigt: Tisch, Stuhl und Leuchter – um zu Tages- und Nachtstunden lesen und schreiben zu können.

Entscheidend ist nun, daß die Frau dies alles für Elischa tun will und ihren Mann dazu bestimmt, daß auch er sich dieses Vorhaben zu eigen macht, *weil* er „ein heiliger Gottesmann“ ist. Sie weiß den Segen zu erken-



nen und zu schätzen, der sich dadurch über ihr Haus ergießt. Und der Segen kam, in der höchsten Form, in der ihn sich das Alte Testament für ein kinderloses Ehepaar ausdenken konnte: die Frau gebar einen Sohn.

Was hier in der alttestamentlichen Lesung an einem Beispiel dargetan wurde, das faßt Jesus im Evangelium desselben Sonntags (Mt 10,37–42; hier zunächst: 40–42) in eine dreifach formulierte allgemeine Regel:

„Wer euch (die von mir Gesandten) aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den (Vater) auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt, weil es ein Prophet ist, wird den Lohn eines Propheten erhalten.

Wer einen Gerechten aufnimmt, weil es ein Gerechter ist, wird den Lohn eines Gerechten erhalten.“

Dieser Regel fügt Jesus eine bemerkenswerte Verheißung hinzu: „Wer einem von diesen Kleinen auch nur einen Becher frisches Wasser zu trinken gibt, weil es ein Jünger ist – amen, ich sage euch: Er wird gewiß nicht um seinen Lohn kommen“. Sicherlich könnte man das damit Gesagte noch allgemeiner fassen: Wer immer *einen Akt wahrer Gottes- und Nächstenliebe setzt*, wird nicht um seinen Lohn kommen. Wenn Jesus diesen Sachverhalt aber gerade am Verhalten gegenüber den von ihm Gesandten exemplifiziert, so beweist er damit die Wichtigkeit, die er dieser Sache beimißt. Das Wesentliche und Entscheidende dazu hat er an anderer Stelle ausgesagt: Die Menschen, zu denen er seine Boten sendet, sind verpflichtet, sie aufzunehmen und für ihren Lebensunterhalt aufzukommen (Lk 10,7 f.), und sie werden vor Gottes Gericht über die Erfüllung dieser Verpflichtung Rechenschaft abzulegen haben (ebd. 10–12). Hier formuliert er denselben Gedanken positiv, indem er den Lohn in Aussicht stellt – und zwar bereits für eine (vom finanziellen Aufwand her) so geringfügige, unter der sengenden Sonne Israels für Wanderprediger allerdings höchst wichtige Wohltat wie das Darreichen eines Bechers mit frischem Wasser. Wiederum ein tief menschlicher Zug bei Christus, der beweist, daß die von ihm Gesandten nach seinem Willen Menschen sein und darum einerseits sich wie Menschen (und nicht wie distante Halbgötter) benehmen und andererseits von denen, zu denen sie gesandt sind, wie Menschen behandelt werden sollen.

Vielleicht ist es nicht müßig zu fragen, *welcher Art* der in Aussicht gestellte Lohn sein kann. Sicher ist eine bloße Wohltat des irdischen Lebens, wie die im Alten Testament erzählte Geburt eines Kindes, sofern sie ohne Bedeutung für die Ewigkeit wäre, im Horizont des Neuen Testaments zu wenig. Andererseits kann nicht für jeden Fall *unmittelbar* eine Belohnung in der Ewigkeit gemeint sein. Denn sonst würde es genügen, einem Jünger einen Becher frischen Wassers zu reichen (in unsere Zeit transponiert: seinen Pfarrer, der ohne Auto ist, ab und zu mitzunehmen; wenn er ohne Haushälterin ist, ihm dann und wann zum Essen einzuladen), um des ewi-



gen Heiles sicher zu sein (da ja Verdammte in der Ewigkeit nicht belohnt werden können). Gemeint sein kann mit der Belohnung darum absolut und unmittelbar nur ein *Zuwachs an Gnade*: an heiligmachender und wirkender Gnade für den, der in der heiligmachenden Gnade lebt; an wirkender Gnade, die auf Bekehrung, Buße und Sündenvergebung in der Taufe oder im Bußsakrament hindrängt, für den, der infolge schwerer Sünde im Zustand der Trennung von Gott lebt.

Wenn hier in einer vor allem an Seelsorger sich wendenden Veröffentlichung die etwas „technischen“ Ausdrücke „heiligmachende“ und „wirkende“ Gnade gebraucht werden, dann nicht unbedingt, um ihre Wiederaufnahme in den geläufigen Wortschatz der Verkündigung zu empfehlen. Sofern sie dort ab und zu gebraucht werden, verlangen sie nach einer Erklärung. Vor allem aber gilt es, das mit ihnen Gemeinte in anderen Worten deutlich zu machen; nämlich, daß Gott unser Sein ebenso wie unsere Tätigkeit umwandelt, so daß sie gottförmig werden.

Für „heiligmachende Gnade“ kann vorzugsweise „Freundschaft mit Gott“ gesagt werden; allerdings gilt es dann, darauf hinzuweisen, daß bereits eine menschliche Freundschaft dem Menschen nicht äußerlich bleibt, als bloße Beziehung, sondern ihn zutiefst innerlich prägt und umgestaltet – und daß dies um so mehr für den Menschen der Fall ist, wenn sein Freundschaftspartner nicht ein anderer Mensch, sondern Gott ist. Ebenso, und zusätzlich zu dem Gesagten, sollte das, was „heiligmachende Gnade“ meint, durch biblisch-traditionelle Begriffe wiedergegeben werden wie: „Leben Gottes in uns“, „Christus in uns“, „Geist der Kindschaft in uns“, „Gottförmigkeit“.

Wie die „heiligmachende Gnade“ nicht dinglich zu verstehen ist, so darf auch die „wirkende Gnade“ nicht als eine von der erstgenannten verschiedene *Sache* aufgefaßt werden. Beide Male handelt es sich um den verwandelnden Einfluß des liebenden Gottes auf den Menschen; im ersten Fall geht es um die Verwandlung seines *Seins*, (sodaß der Mensch gottförmig wird); im zweiten Fall um die Verwandlung seiner Tätigkeit (sodaß er Akte zu setzen imstande ist, die ihn zur ewigen Gemeinschaft mit Gott hinführen). Der Unterschied ist insofern durchaus real und greifbar, als jemand, der irgendeine schwere Sünde nicht aufzugeben bereit ist, zwar nicht in der heiligmachenden Gnade leben, wohl aber unter dem Einfluß der wirkenden Gnade gute Taten vollbringen kann; diese Taten vermehren seine Chancen, eines Tages zur wahren Gottesliebe zu gelangen, was gleichzeitig Abwendung von der schweren Sünde, Reue, Bekehrung, Buße, Vergebung und Erlangen der heiligmachenden Gnade bedeutet. Eine solche Tat auf dem Weg zur seinshaften Begnadung kann für jemanden, der in der schweren Sünde lebt, das Darreichen eines Bechers frischen Wassers an einen Verkünder des Gotteswortes darstellen.



Alttestamentliche Lesung und Evangelium sprechen mithin einen wichtigen Aspekt unseres christlichen Gemeinschaftslebens an: die Tatsache, daß wir zusammen eine einzige Familie sind und daß dies ganz besonders für jene spürbar werden soll, die wegen Gott und der Gemeinde auf eine eigene Familie dem Fleische nach verzichten. Wo Geistliche versauern, tief fallen oder ihren Beruf aufgeben, kann eine Gemeinde mit schuld daran sein, weil sie ihnen eine Beziehung brüderlich-schwesterlicher Liebe und familienhafter Geborgenheit verweigert hat. Konkret fällt diese Aufgabe jenen Gemeindemitgliedern als Verpflichtung zu, die den Eindruck haben, daß Gott ihnen dazu die menschlichen Voraussetzungen (Zeit, Kontaktfähigkeit . . .) gegeben hat, und die sich darüber hinaus mit den betreffenden Personen charakterlich irgendwie auf der gleichen Wellenlänge spüren. Für wen dergleichen zutrifft, für den kann es vor Gott nicht sobald eine Entschuldigung geben, sich an seiner Verpflichtung vorbeizudrücken aufgrund der Frage: Was werden die anderen sagen, wenn ich auf unsern Pfarrer zugehe und ihm menschliche und christliche Brüderlichkeit anbiete? Durch derartige Bedenken ließen sich die Frau aus Schunem und ihr Mann nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Berechtigt wäre die Rücksicht auf „die anderen“ nur dann, wenn jemand seinen Seelsorger nicht als freien Menschen brüderlich aufnehmen, sondern ihn ganz für sich vereinnahmen wollte; einem solchen Gastgeber würde ja auch nahezu all das fehlen, was ausmachte, daß jene Frau im geistigen Sinn des Wortes „vornehm“ war.

Die Eucharistie, die wir feiern, ist immer wieder ein Zeichen unserer Gemeinschaft mit Gott und unserer Gemeinschaft untereinander. Für diese Gemeinschaft sollten wir heute besonders danken und darum bitten, daß sie immer effektiver und spürbarer wird, insbesondere auch in der Beziehung zwischen den Gläubigen und ihren Seelsorgern.

Das heutige Evangelium enthält außer den bereits besprochenen Versen (40–42), die die Auswahl der alttestamentlichen Lesung bestimmt haben, einige andere (37–39), die mit den erstgenannten in keinem besonderen Zusammenhang stehen. Man wird darum gut tun, in einem Jahr auf die alttestamentliche Lesung und die Verse 40–42 des Evangeliums einzugehen, wie es im vorhergehenden geschehen ist, und in einem anderen Jahr die Verse 37–41 zur Grundlage der Homilie zu machen. Da sie um den Gedanken des Kreuzes und des Sterbens kreisen, kann man sie sehr vorteilhaft im Zusammenhang mit der neutestamentlichen Lesung (Röm 6,3 f., 8–11) behandeln, jenem von der Osternacht her wohlbekannten Abschnitt, der unsere Gemeinschaft mit dem Tod und der Auferstehung des Herrn aufgrund unserer Taufe zum Inhalt hat.

Hier seien nur stichwortartig einige Gedanken zu den drei Evangelienversen festgehalten:



Vers 37: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert . . .“ Es handelt sich hier um eine der stärksten Formen, in denen Jesus, ohne das Wort zu gebrauchen, sein eigenes Gottsein behauptet. Denn wer einen solchen Anspruch erhebt, ohne Gott zu sein, ist entweder in höchstem Maße irrsinnig oder kriminell. Ist einer dagegen „wahrer Gott vom wahren Gott“, so kann die gleiche Forderung nur als logisch und berechtigt erscheinen.

Dies leuchtet insbesondere jungen Menschen mitunter zunächst nicht ein. Man sollte sie dann auf die Erfahrung verweisen, daß auch die besten Eltern älter werden, abnehmen und sterben. Würden sie dann nicht in Gott weiterexistieren, so wären sie überhaupt nicht mehr, und man könnte dann gar nicht mehr *sie* lieben (lieben kann man nur, was ist), sondern nur noch die Erinnerung an sie. Wenn man dennoch die Eltern unwiderruflich bis zum Ende des eigenen Lebens lieben kann, dann logischerweise nur insofern man überzeugt ist, daß sie in Gott weiterleben. Einzig Gott kann also die eigenen Eltern auf die Dauer und endgültig liebenswert machen. Daraus aber ergibt sich, daß er selbst unendlich liebenswerter ist als sie, die es ja nur von ihm her und durch ihn sind.

Vers 38: „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert“. Jesus hat wohl kaum wörtlich so gesagt. Denn „sein Kreuz tragen“ kann, bevor er es selbst getan hat, wohl kaum irgendwelchen positiven Sinn gehabt haben. Vielmehr bedeutet es: ein Schwerverbrecher sein. Jesus mag etwa gesagt haben: „sein *Joch* oder seine *Bürde* auf sich nehmen“. Daß die ersten Christen einen solchen Ausdruck dann durch „Kreuz“ ersetzt haben, zeigt, wie sehr sie unter dem Eindruck des Leidens Jesu das Kreuz als etwas Positives verstanden und das eigene Leben – vor allem in der Verfolgung – in Verbindung zu seinem Leiden sahen.

Der Ausdruck „sein Kreuz tragen“ war für die Generation unserer Eltern und Großeltern aufgrund der Verkündigung, die sie gehört hatten, weithin geläufig. Wo dies heute unter praktizierenden Christen nicht mehr der Fall ist, haben wir es mit einer alarmierenden Unterschlagung seitens der Verkündiger oder einer ebenso alarmierenden Verkennung eines wichtigen Inhaltes der christlichen Botschaft seitens der Hörer zu tun. Welches Potential an erlösender Wirkung für uns selbst und für die ganze Menschheit geht dadurch verloren, daß wir, die wir als Christen leben wollen, unser Leiden nicht bewußt in Vereinigung mit dem Leiden Christi dem Vater im Heiligen Geist zum Opfer darbringen. Die Feier der Eucharistie ist der vorzüglichste Ort, einen solchen Akt der Darbringung und der Anbetung zu vollziehen. Bei der Gabenbereitung sollten wir alles, was uns bedrückt und weh tut, in den Kelch des Herrn hineinlegen, damit es im Hochgebet in seine Auferstehung hinein verwandelt und zusammen mit seinem Opfer unter Danksagung dem Vater dargebracht wird.